



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 2 January 20, 1955

Köln: Bund-Verlag, January 20, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Ich

sehe dich an

und seh' was ich liebe:

Das Geweb deiner Stirn die Reflexe der Haut.

Wir gehen von einem Bordstein zum andern

übergellt von Signalen und Roboterschrein.

Schatten und Lichter gleiten vorüber. Fremde Gesichter
blühn in uns auf. Furchtlos allein ist die Brandung der Liebe,

furchtlos allein ist die Hand, die uns schlägt.

Das Sprühlicht verwaschener Kinoreklamen bemalt deinen Mund mit der Farbe
des Todes.

Wir sterben alle aus Mangel an Liebe.

Am Ende der Straßen bleibt jeder allein.

Diese Zeilen schrieb der Legionär
George Forestier

In den letzten Monaten haben mit mir viele junge Menschen empfunden, daß gerade Du in Sachen Wehrdienst uns aus der Seele gesprochen hast. Wir sind froh darüber. Ich glaube, daß nicht treffender unser Wollen oder besser gesagt, unser „Nichtwollen“ zum Ausdruck gebracht wurde. Nur ist es mir jetzt so, als müßte jetzt noch etwas kommen, von Dir aus, etwas Abschließendes — ein Ergebnis aller Gedankengänge. Ich stelle es mir so vor, wie Du es in der Nr. 24 so wunderbar aufgezeigt hast. Viele junge Kollegen sind mit uns gleicher Meinung, scheuen sich aber, offen darüber zu reden, weil sie das Gefühl haben, allein zu stehen oder einen nur geringen Anhang zu haben. Du müßtest uns Wege zeigen, damit der junge Mensch Mut findet, gegen den Strom zu schwimmen. Etwa in der Form wäre eine Möglichkeit vorhanden: Man müßte bei allen Geschäftsstellen der Gewerkschaften und der befreundeten Organisationen und Verbände Listen auslegen, damit jeder die Möglichkeit hat, mit der Eintragung seines Namens zu bekunden, daß er den Wehrdienst ablehnt. In den Zeitungen könnte man die Ergebnisse bekanntgeben, und viele würden dann die Möglichkeit haben, daraus Schlüsse zu ziehen. Vor allem würde der junge Mensch wissen, daß viele Gleichgesinnte neben ihm sind. Überleg es Dir einmal. Vielleicht weißt



Du einen noch wirkungsvolleren Weg. Zum Schluß möchte ich Dir noch ein Erlebnis schildern, welches ich in der vergangenen Woche hatte. Ich fahre jeden Tag mit dem Bus 46 nach Dünnwald, dabei wurde ich Zeuge folgender Unterhaltung (drei Herren im Alter zwischen 45 und 50 Jahren): „Na, wie war die WBK-Versammlung, guter Besuch?“ „Schlecht“, meinte der andere, „es fehlten die Jugendlichen, um die es ja schließlich geht.“ Ein anderer meinte: „Es sind gefährliche Strömungen vorhanden. Vor allem sind die Gewerkschaften und die SPD sehr rege. Ein großer Teil der Jugendlichen sagt: »Ohne mich«. Aber der Bundestag wird beschließen, und schließlich haben ihn ja alle gewählt. Wo kämen wir hin, wenn wir die 18-jährigen Rotznasen auch noch erst fragen wollten, ob sie Soldat werden wollten oder nicht. Wir Alten wissen schon, was wir tun. Sind wir denn gefragt worden?“ Inzwischen war mir ein Licht aufgegangen (WBK hieß also Wehrbezirkskommando) und der Kragen geplatzt. Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß die Rotznasen ihnen schon im richtigen Augenblick die richtige Antwort geben würden. Hans Vonderbank, Köln

Die klaren und aufschlußreichen Stellungnahmen des „Aufwärts“ zu der drohenden Aufrüstung erfreuen immer wieder und werden viel diskutiert. Neben der für die Jugend in Aussicht stehenden „Charakterbildung“ auf dem Kasernenhof sind doch die sonstigen Auswirkungen der Aufrüstung am Ende viel gefährlicher. Eine Untergrabung der Demokratie, sinkender Lebensstandard und Inflationsgefahr drohen, nicht zuletzt aber wächst auch die Kriegsgefahr. Es wundert mich, daß unsere älteren Kollegen sich so wenig darum kümmern. Wird über die drängende Tagesarbeit das Wichtigste vergessen? Jedenfalls hören wir — abgesehen von der Entschließung gegen die Wiederaufrüstung auf dem Frankfurter Kongreß — sehr wenig von den älteren Kollegen. Willi Schipper, Offenbach

Wir gehören zu den regelmäßigen Lesern Eurer Zeitung und sind immer wieder erfreut über den Mut und die rückhaltlose Offenheit, mit der Ihr die uns alle bewegenden Probleme anspricht und kommentiert. Ihr habt den Vorzug, daß es wohl schwerfallen dürfte, Euch kommunistische Tendenzen nachzusagen. Allgemein besteht ja sonst die Neigung, alle diejenigen als Kommunisten zu verdächtigen, die mit der Entwicklung in der Bundesrepublik nicht einverstanden sind. Egon Schulz und Gerhard Plautz, Kiel

Ich möchte voranschicken, daß ich nichts gegen Ausländer habe. Im Gegenteil, ich wünsche mir und vielen meiner Landsleute immer engere Beziehungen mit dem Ausland. In diesem Sommer jedoch erlebte ich etwas, was mir zu denken gab. Ich sah in Heidelberg, wie dort junge Ausländer in einem schweren amerikanischen Wagen bei der Jugendherberge vorfahren, einen Rucksack herausnehmen und die Herberge betreten. Es ist verständlich, daß diese Ausländer sofort auffielen, wo doch viele, die früher dort waren, schon auf Notlagern schliefen und andere gar weggeschickt wurden. Den Ausländern jedoch gab man ein gutes Zimmer. Nach meiner Meinung gibt es genug Hotels, wo für verwöhnte Gäste Platz ist. Adolf Keil, Arendsborg/Holstein



Als Herr Dr. Reusch sprach, gab es Nebengeräusche

Von Hans Dohrenbusch

Nach 1945, als Deutschland weitgehend in Trümmern lag, kaum etwas an Lebensmitteln vorhanden war, das Volk hungerte und die Schornsteine nicht rauchten, schrieb Erich Kästner:

„Ablösung vor! Ihr erbt den Schrott und Schund. Es ist, als ob wir's abgesprochen hätten! Wir richten Deutschland jedesmal zugrund' — Und dann kommt ihr und dürft uns retten.“

So war's. Die arbeitenden Menschen, an denen es ja lag, ob aus diesem Trümmermeer Deutschland je wieder ein ordentliches Land würde, gingen wieder an die Arbeit, mit knurrendem Magen an die Arbeit, und bauten auf. Sie konnten sich für ihre Haltung kaum der Lobeshymnen erwehren — und diese Haltung sollte unvergessen bleiben. So klang's aus aller Munde. Auch aus dem Munde der Vertreter der Schwerindustrie an Rhein und Ruhr, die in den dreißiger Jahren durch ihre enorme finanzielle Unterstützung der Nazibewegung mitgeholfen hatten, daß Deutschland zugrunde gerichtet wurde. Einer der Lobespenden war Herr Dr. Reusch, Generaldirektor der Gutehoffnungshütte AG. Vor fast auf den Tag genau acht Jahren schrieb er an den damaligen Leiter des Verwaltungsamtes für Wirtschaft in Minden, Dr. Agartz:

„Wir schlagen ferner die Überführung dieser neuen Werke in gemischtwirtschaftlichen Besitz — gegebenenfalls unter kapitalmäßiger Beteiligung auch der Gewerkschaften — vor, um schon auf der Ebene des Betriebes die öffentlichen Interessen mit dem privatwirtschaftlichen Ertragsstreben in Übereinstimmung zu bringen und einen möglichst hohen Leistungsgrad zu erreichen. Schließlich erklären wir unsere aufrichtige Bereitwilligkeit, den Belegschaften und den Gewerkschaften volle Mitwirkungsrechte einzuräumen. Wir wollen uns den Forderungen einer neuen Zeit nicht verschließen und stimmen einer Beteiligung auch der Arbeitnehmerschaft an der Planung und Lenkung sowie an den Aufsichtsorganen für die großen Erwerbsgesellschaften der Eisen- und Stahlindustrie voll und ganz zu.“

Das war eine freiwillige Erklärung. Und man hätte annehmen können, sie wäre aus Einsicht und Scham geboren worden darüber, wohin die aktive Mithilfe der Schwerindustrie dieses Deutschland gebracht hat. Aber es war nicht aufrichtig, denn nun, nach acht Jahren, erklärt dieser Herr Dr. Reusch, noch immer Generaldirektor der Gutehoffnungshütte AG., das im April 1951 durch den Bundestag beschlossene Mitbestimmungsrecht der Arbeit-

nehmer in der eisenschaffenden Industrie und dem Bergbau sei das „Ergebnis einer brutalen Erpressung durch die Gewerkschaften“. Daß er es in diesem Zeitraum sagte, geschah nicht von ungefähr, denn gegenwärtig berät man in Bonn über eine gesetzliche Regelung der Mitbestimmung in den Holdinggesellschaften. Man will von Unternehmerseite, daß die Mitbestimmung in den Konzernspitzen keine Gültigkeit haben soll. Damit wäre das Gesetz von 1951 amputiert und seines wesentlichen Gehaltes entkleidet. Die Unternehmer wären wieder allein Herr im Hause. Die Arbeitnehmer hätten in der Schwerindustrie praktisch nichts mehr zu sagen — denn Deutschland ist ja weitgehend wieder gesund —, und Versprechungen, die gemacht wurden, haben nur zu gelten, wenn Deutschland am Boden liegt.

Aber Herr Reusch bekam die Antwort prompt. Die Belegschaften der Gutehoffnungshütte AG. legten in einmütiger Geschlossenheit, als Protest gegen den Angriff auf ihre verbürgten Rechte, für 24 Stunden die Arbeit nieder. Kommunisten? Sozialdemokraten? Sie haben es schwer, die Herren von der Industrie, denn die Betriebsratsvorsitzenden der Gutehoffnungshütte AG. sind fast alle aus den früheren christlichen Gewerkschaften hervorgegangen. Eine Welle der Entrüstung geht durch das gesamte Industriegebiet an Rhein und Ruhr. Ministerpräsident Karl Arnold erklärte zu den Äußerungen von Dr. Reusch, daß eine solche Bemerkung nicht nur bedauert sondern scharf zurückgewiesen werden müsse. Der Staat werde daher das Mitbestimmungsrecht, das sich durchaus bewährt habe, gegen jedermann zu schützen wissen. Bundestagsabgeordneter Albers (CDU) sagte: „Es kann nichts schaden, wenn der Großindustrie von Nordrhein/Westfalen gezeigt wird, daß sie nicht allein auf der Welt ist.“ Den Streikenden wurde die Sympathie des DGB und der ihm angeschlossenen Gewerkschaften ausgesprochen.

Es geschieht nicht von ungefähr, daß der Angriff der Großindustrie jetzt in Szene gesetzt wird. Die Herren fühlen sich wieder stark. Die kommende Entwicklung wird zeigen, daß sie die Rechnung ohne die arbeitenden Menschen gemacht haben. Der Industrie feudalismus hat in Deutschland keinen Raum mehr, auf der Tagesordnung steht, wenn nicht heute, dann bestimmt morgen, die Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeineigentum, insbesondere des Bergbaus, der Eisen- und Stahlindustrie. Forderungen des Gründungskongresses des DGB von 1949, sie sind angesichts der Äußerungen von Dr. Reusch nur noch aktueller geworden.

Doppelte Moral

Im Bundestagsrestaurant speisten vor kurzem eine CDU-Abgeordnete und ein SPD-Abgeordneter zusammen. An einem Tisch. Sie sprachen sogar miteinander. Hinterher fragte ein Kollege von der Fraktion die christlich-demokratische Dame: „Wissen Sie eigentlich, mit wem Sie da zusammengessen haben? Der Mann war von der SPD!“

Wie schrecklich, kann man da nur sagen.

So ist das nun in Deutschland, zwar nicht immer und überall, aber doch viel zu oft. „Rechts“ und „Links“ sind Begriffe geblieben, die nicht nur zweierlei Politik bezeichnen, sondern auch zweierlei Moral. Der Mann von links wird bei uns mit anderen Maßstäben gemessen als der Mann von rechts. Das ist politisch so, das ist wirtschaftlich so. Sehr tief sitzt immer noch die Propaganda der letzten hundert Jahre, die zu 90 v. H. von „rechts“ gemacht wurde. Sie sitzt so tief, daß die doppelte Moral aus unseren politischen Anschauungen nicht weichen will. Doppelte Moral? Ein Beispiel: Ein sozialdemokratischer Emigrant muß froh sein, nicht als Landesverräter angeprangert zu werden. Der nationalsozialistische oder soldatische Emigrant jedoch scheint in den Augen der Öffentlichkeit immer ein anständiger Mann zu bleiben. Was hat man nicht für Diskussionen über die Moral der Emigranten von 1933 geführt! Wo aber fanden Diskussionen um die Emigration der Skorzeny, Rudel oder Galland statt? Nirgendwo. Wenn ein Sozialist emigriert, ist das offenbar etwas ganz anderes, als wenn ein Nationalist „auswandert“. Doppelte Moral? Wenn ein CDU-Minister früher hoher Funktionär in der Sowjetzone war, beschwert sich niemand darüber, nicht einmal seine Gegner. Das ist ganz in der Ordnung. Doch wenn zum Beispiel ein Gewerkschafter früher in der Sowjetzone ein Amt bekleidet hat, wird er prompt verdächtigt.

So ein Fall wird jetzt gerade diskutiert. Am 2. März endet die Amtszeit des DGB-Landesvorstandes von Nordrhein-Westfalen. Ein Teil der „Rechtspresse“ wirft dem Vorsitzenden, Werner Hansen, vor, er habe einen Mann in Düsseldorf eingestellt, der am 1. Januar 1950 die Sowjetzone verlassen habe. Was ist das für ein Argument? Wollen wir einen Deutschen, der drüben bis 1949 einen Posten in der Reichsbahndirektion bekleidet hat und der nun fünf Jahre lang bereits im Westen lebt, deshalb diffamieren? Soll, was einem CDU-Mann nachgesehen wird, bei dem Mann der Opposition Anlaß zum „Abschießen“ sein? Doppelte Moral? O Graus, o Schreck, da hat doch tatsächlich, wie ein Teil der deutschen Presse mitteilt, eine Gruppe des „Internationalen sozialistischen Kampfbundes“ bestanden! Und was plane nun der als Emigrant ohnehin

verdächtige Landesvorsitzende des DGB? Er wolle dieser „ordensähnlichen“ Gruppe die Führung im DGB zuspielen! Ja man hat so seine Sorgen. Daß Jesuiten oder etwa Malteser Orden bilden und ihre Vertreter keineswegs in ihrer politischen Aktivität hemmen, regt niemand auf, doch ein ordensähnliches Gebilde auf der linken Seite? Wie gefährlich! (Leider gibt es den erwähnten Kampfbund seit 1946 gar nicht mehr — aber das ist ja auch nicht so wichtig.) (Klaus Besser in „Neue Ruhr-Zeitung“)

DGB Bayern gegen die Wiederaufrüstung

Wie zu erwarten, stand im Mittelpunkt der dritten ordentlichen DGB-Landeskonferenz Bayern die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik. Die Delegierten stellten sich einmütig hinter die Entschließung des DGB-Bundeskongresses in Frankfurt. Sie betonten in einer Resolution, daß die Frankfurter Entschließung nicht als platonisch bewertet werden dürfe. Der DGB-Bundesvorstand wird aufgefordert, „in letzter Stunde alle legalen Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, die Durchführung der Aufrüstung zu verhindern“. Die bayrischen Gewerkschaften verlangen vom DGB-Bundesvorstand folgende konkrete Schritte:

1. eine breit angelegte Aufklärungswelle in Wort, Schrift, Versammlungen, Kundgebungen, Wanderausstellungen und Fahrzeugkorsos;
2. Herausgabe einer Sonderbroschüre, die alle Auswirkungen eines möglichen deutschen Wehrbeitrages darstellen soll, und Aufklärungsartikel in der Gewerkschafts-presse;
3. eine geheime Abstimmung der sechs Millionen DGB-Mitglieder in der Bundesrepublik gegen die Wiederaufrüstung;
4. Petitionen an den Bundestag und die Länderparlamente;
5. Organisation von Volksbegehren und Volksentscheiden in jenen Ländern der Bundesrepublik, wo dies verfassungsrechtlich möglich ist;
6. Sonderkonferenz sämtlicher Gewerkschaften gemeinsam mit dem DGB in Bonn als Willenskundgebung gegen den Wehrbeitrag;
7. Kampf gegen die Veränderung jener Artikel des Grundgesetzes, die Wehrdienstverweigerung erlauben.

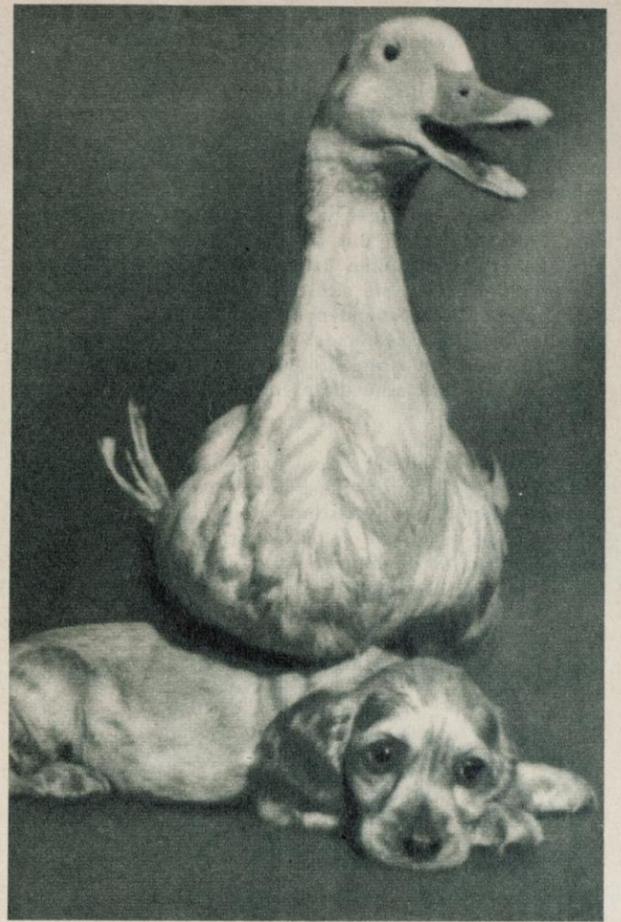
Dr. Agartz, Leiter des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften, wandte sich leidenschaftlich gegen die Remilitarisierung Deutschlands. Schonungslos deckte er die Zusammenhänge zwischen Industrie feudalismus und Remilitarisierung auf.

erg-
urch
ngte,
man
tim-
ter-
ern-
Ge-
ltes
im
trie
t ja
die
and

eg-
ein-
auf
ler.
er,
ts-
lle
or-
ge-
si-
on
ert,
aat
us
en.
mn
in/
elt
nd

ß-
en
rd
n-
in
ng
r-
s-
e.
9,
ur

r
!
a
n
i,
?
i
o
)



Die Ente

„Möchtest du ein Liedchen hören?“ fragte die Ente einen jungen Hühnerhund und schlug mit den Flügeln.

Das Hündchen rollte sich auf die Seite, und die Ente sang.

„Hör auf, hör auf!“ rief der kleine Hund. „Ich denke nicht daran.“

Und so watschelte die Ente weiter zu einem Drahthaar-Terrier.



„Soll ich dir ein Lied vorsingen?“ schnatterte sie. Drahthaar-Jungen sind neugierig, und deshalb durfte die Ente beginnen. Aber der Gesang war dem Hündchen zu laut, es packte die Ente beim Schnabel und hielt ihn zu, so daß sie nicht mehr quaken konnte.

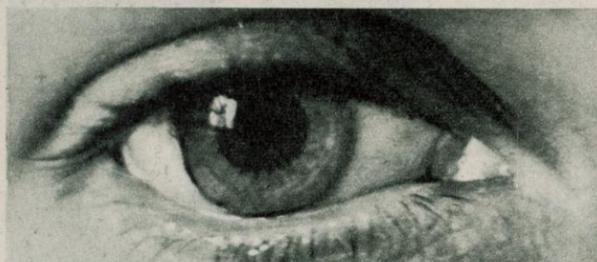
Diese Geschichte entnehmen wir dem reizenden Foto-Bilderbuch von Ylla, erschienen im Christian Wegener Verlag Hamburg.



Botschaft In seiner erst zum Jahresbeginn veröffentlichten diesjährigen Weihnachtsbotschaft hat der schwerkranke Papst Pius XII. erneut den Krieg als „unerlaubte Form des politischen Handelns“ verurteilt. Das Streben nach einer Form der Koexistenz der Machtblöcke sei zwar ein Fortschritt gegenüber dem sogenannten „kalten Krieg“, aber der Frieden könne nicht lediglich auf der Furcht vor der gegenseitigen Vernichtung gegründet werden. Auch von der Wirtschaft, „genauer von einer ihrer Sonderformen, dem Freihandel“, sei die Lösung des Friedensproblems nicht zu erwarten. „Eine Brücke der Wahrheit läßt sich nur errichten, wenn sie sich auf die in der einen und in der anderen Welt lebenden Menschen stützt, nicht aber auf die Regierungssysteme.“

— Aufruf zur Gewissensforschung für die, die auf der Welt nur noch „Bolschewiken“ oder „Kapitalisten“ unterscheiden wollen!

Geschäft Die Schaffung eines sogenannten „Rüstungspools“ ist der neueste Versuch der Franzosen, der Bundesrepublik und ihrer Wirtschaft neue Kontrollen aufzuerlegen, von denen sie selbst verschont bleiben wollen. Der neue Plan hat die heftige Kritik der deutschen Schwerindustrie und ihrer politischen Vertreter hervorgerufen,



die ihr Rüstungsgeschäft durch die neuen Vorhaben aufs stärkste bedroht sehen.

— Wie gut, daß die dauernde Verzögerung der deutschen Aufrüstung so nach und nach doch alle schmutzigen Hintergründe ans Licht bringt!

Kritik „Wir haben wenig Verständnis dafür, daß 22 000 Steuerzahlern mit einem Jahreseinkommen über 50 000 DM die Steuern um 2,1 Milliarden gesenkt wurden. Wer 60 000 Mark im Jahr verdient, kann sich mit dem herabgesetzten Betrag einen Volkswagen kaufen; wer 6000 Mark verdient, höchstens ein paar Schuhe.“ Mit diesen Worten kritisierte der Vorsitzende der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, Adolf Kummernuss, in Stuttgart die Steuerpolitik der Bundesregierung.

— Nur, wer gibt sich bei 60 000 Mark im Jahr noch mit einem Volkswagen zufrieden?!

Heimkehrer Der nach Argentinien ausgewanderte Jagdflieger des zweiten Weltkrieges und Generalinspekteur der ehemaligen Luftwaffe, Adolf Galland, kehrte Anfang Januar in die Bundesrepublik zurück. In einem ersten Interview mit der deutschen Presse erklärte Galland, er halte die deutsche Aufrüstung „für eine Notwendigkeit, die sich nicht umgehen läßt“, und er verschleße sich nicht einer Beteiligung. An der zivilen Luftfahrt habe er kein Interesse.

— Es kann eben keiner sein Metier verleugnen!

Tip Im jüngsten Operettenkrieg der mittelamerikanischen Bananenrepubliken forderte Staatspräsident Somoza von Nicaragua seinen Gegenspieler Don Pepe von Costa Rica zu einem Pistolenduell an der Landesgrenze auf, „um unseren beiden Völkern Blutvergießen zu ersparen“. — Viel erträumte Methode, internationale Konflikte auf glücklichste Art zu erledigen!

Offenheit „Mit der Verwirklichung der Pariser Verträge ist nunmehr die endgültige Spaltung Deutschlands und Europas in zwei Lager vorzusehen“, hatte die Londoner „Times“ in ihrer Neujahrsbetrachtung geschrieben. Worauf sich sofort ein heftiger Tumult erhob und das englische Außenministerium durch seinen Sprecher auf die „feierlichen Verpflichtungen“ hinwies, die Englands Regierung der Bundesrepublik gegenüber eingegangen sei, um die Wiedervereinigung Deutschlands herbeiführen zu helfen. Tatsächlich gibt die „Times“ häufig die offizielle Meinung des britischen Außenministeriums wieder.

— „Man darf das nicht vor zarten Ohren nennen, Was klare Köpfe nicht mehr leugnen können.“

(frei nach Goethe)

Kehrseite Nach einer Umfrage der Bundesregierung erhalten insgesamt 10 Millionen Menschen innerhalb der Bundesrepublik und Berlins Renten aus einer öffentlichen Sozialversicherung. Der Durchschnittsbetrag der einzelnen Rente oder Unterstützung beläuft sich auf 73,82 DM.

— Prof. Erhard: „Ein jährlicher Verteidigungsbeitrag von 10 bis 12 Milliarden ist ohne Beeinträchtigung des Wirtschafts- und Sozialgefüges der Bundesrepublik zu leisten!“

Berichtigung

Wir brachten in Nr. 1 des „Aufwärts“ einen Artikel unter dem Titel „Wer will unter die Soldaten?“ Der Artikel war nicht der „Deutschen Lehrerzeitung“, sondern der „Allgemeinen Deutschen Lehrer-Zeitung“ entnommen. Sie ist das Organ der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im DGB.

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 7 08 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Wir fragen dich: Mußt du vierzehn Stunden arbeiten? Antworte uns!

Das brauchst du nicht, wenn du noch keine 18 Jahre alt bist. Das Jugendarbeitsschutzgesetz vom 30. April 1938 sieht höchstens acht Stunden je Tag vor. Es ist heute noch gültig. Hast du auch innerhalb dieser acht Stunden eine halbe Stunde Pause? Diese Pause steht dir nach dem Gesetz zu. Erhältst du jedes Jahr den dir zustehenden Urlaub? Weißt du, wieviel Urlaub dir zusteht? In den meisten Bundesländern hast du Anrecht auf 24 Tage im Jahr. Meint dein Chef, daß zehn Tage auch eine lange Urlaubszeit sind?

Kurz — wir wollen dich fragen: Was hältst du von alledem, was man unter Jugendarbeitsschutz zusammenfaßt. Bitte schreibe uns deine Antwort. Schreibe uns irgendeine Antwort. Schreibe auch (wenn es deine Meinung ist): „Das interessiert mich nicht, weil ich doch nichts daran ändern kann.“ Oder: „Das geht euch gar nichts an, wieviel Überstunden ich mache.“ Nur: Schreibe uns eine Antwort! Bitte! Sie ist sehr wichtig für uns und viele junge Menschen.

Diese Umfrage erscheint gleichzeitig in „Junge Stimme“, Zeitschrift der Evangelischen Jugendverbände, und in „Wacht“, Zentralorgan des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend. Wir werden die Zuschriften statistisch erfassen und zum Teil veröffentlichen. In vier Wochen werden wir uns ferner in einem abschließenden Kommentar noch einmal mit dem Ergebnis der Umfrage befassen. Bis dahin: Schreibt uns!

Meine Brötchen kaufe ich beim Bäcker Claßen, denn es sind die besten weit und breit: wohlschmeckend, knusprig und „dreimal täglich frisch“. Beim Bäcker Claßen arbeitet Lehrling Hildegard: Jung — ich schätze 17 —, hübsch und immer freundlich. Wenn ich morgens um halb acht meine Frühstücksbrötchen hole, steht sie schon hinter der Theke. Wenn ich abends um halb acht nach Hause komme, putzt sie den Laden. Beides darf sie eigentlich gar nicht: Rund zehn Stunden je Tag arbeiten (zwei Stunden ist Mittagspause) und den Laden putzen. Für die Sauberkeit des Ladens muß Herr Bäckermeister Claßen eine Putzfrau sorgen lassen. Und was die Arbeitszeit anbetrifft, so gibt es da ein Gesetz: Jugendliche unter 18 Jahren dürfen nicht mehr als 48 Stunden je Woche arbeiten. In Ausnahmefällen dürfen es mit behördlicher Genehmigung 54 Stunden sein. Aber Hildegard kommt spielend auf 65 Stunden. Hildegard wird sehr abweisend, wenn man mit ihr über diese Sache spricht, und zuckt mit den Schultern: Die Erna beim Metzger müsse auch so lange arbeiten und die Meta

beim Krämer käme sogar jede Woche auf 70 Stunden. Das sei nun mal so. Wenn man weiterbohrt, wird sie böse: Herr Claßen sei sehr nett zu ihr. Wenn es samstags schon mal 21 Uhr würde, bekäme sie immer einen Sonntagsstuten umsonst, und zu Weihnachten habe er ihr sogar eine Handtasche geschenkt. Mit Logik ist ihr nicht beizukommen. Etwa: Handtasche bleibt Weihnachtsgeschenk, Gesetz aber Gesetz. Außerdem meint sie, das sei ihre Angelegenheit, und die ginge mich gar nichts an. Freilich: Mich geht es eigentlich nichts an. Ich bin mit Hildegard weder verwandt noch verschwägert, und unsere Beziehungen gehen nicht über die Frühstücksbrötchen hinaus. Aber ihre eigene Angelegenheit ist es auch wieder nicht. Das Gesetz gilt gleichermaßen für Herrn Claßen wie für Hildegard. Es gilt für uns alle. Und wie sieht das in der Praxis aus?

Inzwischen findet man das derzeitige Jugendarbeitsschutzgesetz in weiten Kreisen unzulänglich. Inzwischen mehren sich die Stimmen derer, die ein besseres Gesetz fordern. Es mangelt auch nicht an konkreten Vorschlägen. Einige Gesetzentwürfe liegen vor. Die wichtigsten sind: „Gesetz für die arbeitende Jugend“ — Entwurf des Sozialamtes des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend — und der umfangreiche Entwurf des Deutschen Gewerkschaftsbundes aus dem Jahre 1954.

Es mehren sich aber auch die Stimmen derer, die da sagen: „Seht erst einmal zu, daß das alte Gesetz eingehalten wird. Dann können wir über ein besseres reden.“ Da steckt etwas Wahres drin. Und so bleibt die Frage: Sind die Jugendlichen, sind die Eltern an einem guten Jugendarbeitsschutz überhaupt interessiert? So gut die Gesetze — das bestehende und das kommende — auch sein mögen, man soll sie niemand aufzwingen. So notwendig diese Gesetze auch für die Gesundheit unserer Jungen und Mädchen sind, so sehr man alle Beteiligten immer wieder darüber aufklären müßte: Das beste Geschenk verliert seinen Wert, wenn man es mit dem Knüttel aufzwingen muß.

Die Gewerkschaften kämpfen zäh und unnachgiebig um die besseren Rechte der Jugend. Ein großer Teil dieser Jugend steht aber abseits. Was soll geschehen?

Inzwischen steht Hildegard täglich zehn Stunden beim Bäcker Claßen hinter der Theke und manchmal auch noch länger. Kann ihr geholfen werden?

Heinz Stuckmann



Kurt Tucholsky hatte recht

Von Philipp Wiebe

Am 9. Januar 1955 wäre Kurt Tucholsky 65 Jahre alt geworden, wenn er sich nicht am 21. Dezember 1935 — also vor 19 Jahren — das Leben genommen hätte...

„... was weiß die junge Generation von den Schrecken des Krieges — wer sagt's ihr so oft, wie's nötig ist: also immer wieder?“

Diese heute schon wieder aktuellen Worte wurden 1925 von einem Mann geschrieben, den ich gern „persönlich“ gekannt hätte: von Kurt Tucholsky. Er könnte noch leben, dieser große Satiriker und Dichter — 65 Jahre sind kein Alter —, aber ich fürchte, er hätte — wie 1935 — gar keine Lust dazu.

1913 — 23 Jahre alt — warnte er schon vor der gefährlichen, übermütigen Macht des Militärs und dem Krieg, der dann ja auch 1914 ausbrach. Dreieinhalb Jahre war Tucholsky voller Abscheu Soldat:

„Ich habe mich dreieinhalb Jahre im Krieg gedrückt, wo ich nur konnte!“

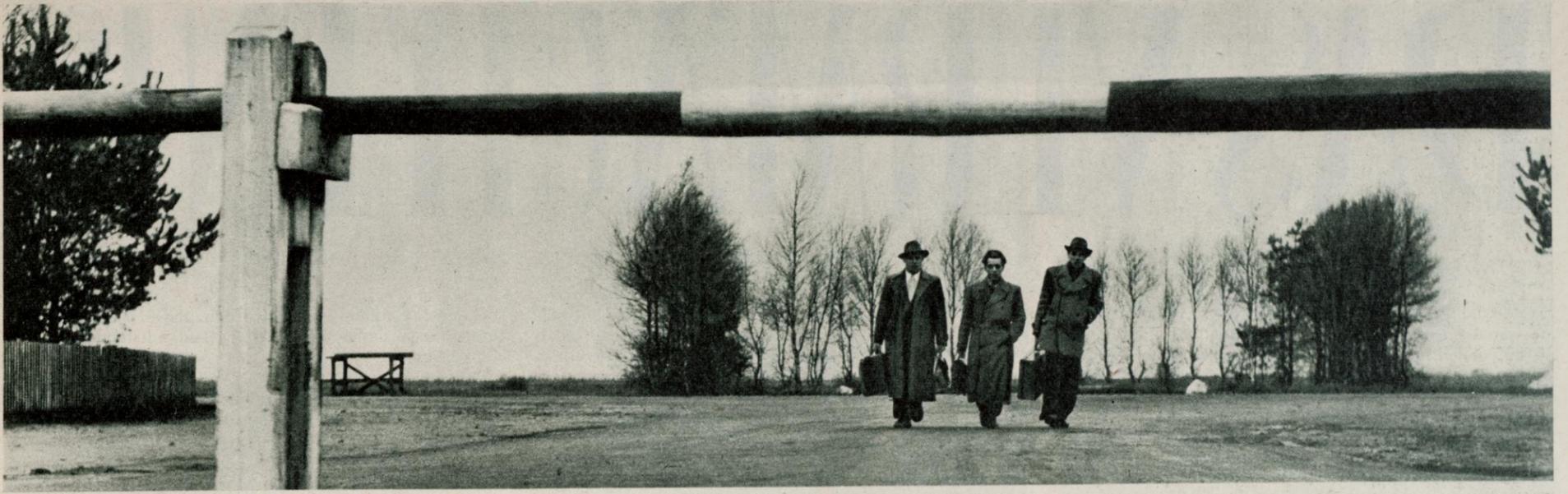
sagte er und bedauert, den Wehrdienst nicht verweigert zu haben:

„Für einen anständigen Menschen gibt es in bezug auf seine Kriegshaltung überhaupt nur einen Vorwurf: daß er nicht den Mut aufgebracht hat, NEIN zu sagen!“

Die Hoffnung, daß das Ende des Krieges und die „Revolution“ die nationalen und militärischen Cliquen zerschlagen würden, sollte nicht erfüllt werden. Abermals bekämpfte er sie mit einer Leidenschaft, die leider bis heute noch nicht wieder erreicht wurde. Aber... es half nichts — gar nichts! Nachdem er bis 1932 unter seinem Namen und fünf Pseudonymen in der Wochenschrift „Schaubühne“ und späteren „Weltbühne“ unermüdlich seine aggressiven, warnenden Kritiken, Satiren, Essays und Gedichte publiziert hatte, verließ er resigniert sein Land und seine Heimatstadt Berlin. Der Mann, den er zehn Jahre lang bekämpft hatte und von dem, wie er prophezeite, das deutsche Volk den Krieg zu erwarten hatte, dieser Mann kam an die Macht. Tucholskys Bücher — zehn Stück — wurden unter dem Johlen der braunen Barbaren verbrannt. Und es kam so, wie er es schon einmal erlebt hatte und wie es wieder kommen mußte:

„Größenwahnsinnig gewordene Postsekretäre entschieden über das Schicksal von Menschen. Ärzte deckten die Verbrechen. So war es. — Und als es vorbei war, als die Kaufleute und die dummen schlauen Diplomaten Halali bliesen (»Hirsch tot!«): da liefen sie alle auseinander, zwängten sich in den Zivilkragen — und nun ist es keiner gewesen. Jeder hat die Verantwortung getragen, jeder hat nur die Reglements befolgt, jeder hat nur die Reglements ausgearbeitet, die nötig waren — »Sie glauben nicht, wie nötig!« —: keiner konnte dafür. »Es mögen Fehler vorgekommen sein...“

Das schrieb Kurt Tucholsky nach dem ersten Weltkrieg — nicht nach dem zweiten! Und die Torheit, den Größenwahn, den Snobismus der deutschen Korpsstudenten geißelnd und davor warnend, schreibt er im Jahre 1928: Fortsetzung Seite 8



Hier endet eine Flucht

und im Flüchtlingslager Sandbostel fängt ein neues Leben an.
Reportage von Heinz Held

Das Tor zur Freiheit ist ein Schlagbaum... am Eingang zum Flüchtlingslager Sandbostel bei Bremervörde. Otto F. aus Jüterbog, Heinz K. aus Wismar und Günther G. aus Dresden sind eben mit dem Autobus aus Hannover gekommen. Und nach Hannover kamen sie mit dem Flugzeug aus Westberlin. Und dorthin wiederum flüchteten sie. Angeklagt wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt, vorm Volkspolizeidrill davongelaufen, als „gesellschaftswissenschaftlich“ unzuverlässig auf einer Ingenieurschule denunziert. Deshalb haben wir ihre Gesichter unkenntlich gemacht. Denn es ist sattem bekannt, daß so

etwas nötig ist. Trotz allem Gesamtdeutschland-Gerede der sowjetzonalen Machthaber. So wie diese drei hat das sowjetzonale System im letzten Jahr 170 000 Menschen in ein besonderes Schicksal getrieben. Für die jugendlichen Flüchtlinge fängt in Sandbostel das neue Leben an. Ein Leben in Freiheit, aber auch ein Leben mit viel Schwierigkeiten, vielleicht mit Not. Ohne Heimat, oftmals ohne Bekannte und Verwandte und oft in einem neuen Beruf. Das Notaufnahmeverfahren endet in Sandbostel meistens mit der Anerkennung der Jungen als Bundesbürger. Sandbostel verhilft nur zum Start...



Zeltungen mit einer freien Meinung, unter ihnen „Aufwärts“, sind das erste, nach dem die Jungen von drüben greifen (links oben). In der Betreuungsstelle der DGB-Jugend warten sie auf das erste Mittagessen. — „Makkaroni ist mein Leibessen“, sagt Heinz K. (links Mitte), und der Kollege vom Küchendienst (in weißer Jacke) freut sich, daß die „Neuen“ ordentlich reinhauen. Vor drei Wochen tat er das gleiche. — Die Flucht ist geglückt. In der kleinen Kapelle des Lagers, die beide Konfessionen gemeinsam unterhalten, danken die drei Gott (links unten), gemeinsam, gleich ob evangelischer oder katholischer Konfession.

Ruhe! Nach aufregender Jagd, Warten, Vernehmungen, ungewohntem Flug über die Zonengrenze endlich Ruhe! Schlaf! Vergessen! Die Zehen haben die Strümpfe durchbohrt. Was kümmert's Otto. Zum Strümpfestopfen ist später noch Zeit. Unsere drei Jungen haben jetzt ein Bett. Vierzehn Tage bis drei Wochen werden sie jetzt hier leben. Sie werden sich in der Betreuungsstelle der DGB-Jugend über die Tarife in ihren Berufen unterrichten, im „Haus für alle“, das der CVJM unterhält, werden sie basteln, im Haus Altenberg der Katholischen Jugend spielen oder in der Lagerbücherei lesen — bis sie eine neue Heimat finden.

DAS VERMÄCHTNISS

Von J. S. Mathieu

Sie saß im Rauchsalon und wurde plötzlich kreideweiß. Sie war die schönste Frau an Bord. Manchmal hatten wir sie auf dem Promenadendeck vorbeischießen sehen. Sie ging in der schlanken, behenden Art der Amazonen, wobei sie mit grausamem Blick den rauchblauen Tropenhorizont über dem Ozean musterte. Ihr braunes, krauses Haar wehte im Seewind um ihr helläugiges Antlitz. Sie hatte schmale, gefährliche Augen und so dunkelgrün wie leere Weinflaschen, durch die die Abendsonne scheint. Alle Köpfe auf dem Promenadendeck drehten sich, wenn sie mit ihren weichen, gelenkigen Schritten hochmütig an uns vorbeiflanierte.

Jetzt jedoch saß sie im Rauchsalon und wurde im Gesicht weiß wie Schnee. Es fiel uns allen auf, obwohl wir zuerst daran dachten, es sei diese barbarische Äquatorhitze. Ja, wir wollten sogar schon den Schiffsarzt holen, als wir bemerkten, daß es sich bei der bleichen Dame um etwas anderes handeln mußte, denn sie starrte mit eiskalten Augen auf den Rauchtisch aus Mahagoni, glasbedeckt, zierlich, ein Tisch, den sich niemand besonders betrachtet hätte. Jene Dame aber, deren Namen niemand wußte, starrte auf diesen Tisch, als sei er ein Richtblock. Wir wurden neugierig und blickten hinüber. Aber sie hatte die Tischplatte mit Büchern und ihrer Handtasche so zugebaut, daß man nichts sehen konnte.

Wir blickten uns ratlos an. Piet, der Gummifarmer aus den Straits, schüttelte seinen dicken roten Kopf, zog einen Schluck Whisky durch das Eis, das er vorher auf die Zunge genommen hatte, stöhnte auf und fuhr fort, auf die Zustände im Rohgummihandel zu fluchen.

Mister Flanagan, dünn und klein, kratzte sich seinen gelben Flaum, den er statt eines Scheitels auf dem Schädel beherbergte, stieß einen Rauchring aus seinem kreisrunden Fischmälchen, blickte mit himmelblauen Träumeraugen umher und knurrte: „Glaube, das ist eine von den lackierten Vampiren, die den Männern der Tropen das Herz schwer machen... und die Brieftasche leicht.“

Aber ich war neugierig geworden. Ich stand auf und bummelte auf die fremde Dame zu. Dann ging ich so gleichgültig an ihr vorbei, als sei sie ein abgerissener Kalenderzettel. Aber im Vorbeigehen spähte ich einen Moment lang auf den Tisch. Und trotzdem sie ihre Hände schützend über den Grund der Erregung hielt, erkannte ich ihn... Mein Herz stand still.

Ich glaubte zu träumen, aber es war wahr: In dem nußbaumgetäfelten Rauchsalon dieses Luxusdampfers, durch den schneeweiße Stewards eilten, in dem die Havannas qualmten, in dem jede Fuge blitzsauber war, in dem Blumen aus Kristallvasen leuchteten, in dem in seidenen Sesseln brillantenbesetzte Damen plauderten, in dieser Atmosphäre von gesättigter Noblesse und von höflicher Durchschnittlichkeit saß plötzlich ein kleines Ungeheuer aus der bösesten Wildnis und starrte zu jener kreideweißen Dame hinauf.

Ich wollte die Frau retten! Plump und lärmend stürzte ich hinzu und hob ein Buch empor, aber die Dame blickte mich entsetzt mit ihren grünen Augen an. Dann sah ich, daß sie eine lange Papyroszigarette ganz langsam gegen die Vogelspinne bewegte, so daß diese vor dem feinen, bläulichen Rauch zurückwich und, eng auf die Tischplatte gepreßt, sprungbereit und geduckt wartete.

Ich werde nie die fanatischen, haßerfüllten Augen dieses Untiers vergessen, als es die Frau anstarrte. Aber ich werde auch nie vergessen, wie die Frau das Tier musterte, mit einem grünäugigen, wilden Blick, der nicht auswich. Es maßen sich die Blicke der Spinne und der Frau mit einem furchtbaren, unbegreiflichen Haß...

Ich eilte zurück an unsern Tisch. Dann trank ich einen Schluck. Der dicke Piet fragte: „Na, was ist es, ein Basilisk?“ Der kleine Flanagan lachte laut, als er ihm erwiderte: „Warum nicht gleich ein Polopony, hihhi...“ Ich sagte, daß es eine Vogelspinne sei. Darauf blickte Piet auf die Uhr und sagte, daß er unbedingt gehen müsse, er habe in der Bibliothek eine Verabredung. Der kleine Flanagan blieb kerzengerade in seinem Sessel sitzen und dachte nach, er war ein mutiger Mann. Dann stand er auf. „Wohin, Mister Flanagan?“ Er beugte sich über unseren Tisch, dürr und erregt, und sah uns dicht in die Augen: „Ein wütender Hund ist harmloser als solch ein Biest. Man muß es töten!“

Er schritt zielbewußt zu der fremden Dame hinüber, die jedoch schon aufmerksam geworden war. Als Flanagan vor ihrem Tisch stand, hatte sie die Vogelspinne bereits verborgen.

„Verzeihen Sie, aber Sie haben da...“
„Gar nichts, guten Abend!“ fiel ihm die Dame hochmütig

den Vorfall aufmerksam geworden, und Piet und Flanagan beschrieben ihnen den Vorfall. Bald entstanden erregte Diskussionen.

Nachmittags wußte es das ganze Schiff. Als die Erzählung bis zum letzten Küchenjungen vorgedrungen war, waren es natürlich sieben Vogelspinnen geworden.

Gegen Abend sprachen einige ernste Männer bei der Kapitänskajüte vor, wo sie voller Würde und Verantwortungsgefühl ein längeres Gespräch mit dem Kapitän führten. Nach einer Weile ließ der Kapitän die fremde Dame zu sich bitten. Kurz darauf verließ die Dame mit Tränen in den Augen die Kapitänskajüte.
„Mit Tränen in den Augen?“

Und Flanagan erwiderte, daß es sich in der Gegend der Augen schwerlich um Essig handeln könne. Es seien Tränen gewesen, jawohl.

Am selben Abend, als ich an der Reling lehnte und meine Pfeife rauchte, näherte sich mir ein Schatten, der bewegungslos neben mir stehen blieb. Ich sah auf, es war die fremde Dame.

Sie bat mich, die Vogelspinne in Verwahrung zu nehmen, da man sie ihr nehmen wolle. Sie hatte anscheinend schon verschiedene Passagiere darum gebeten, die es abgelehnt hatten. Ich sagte ihr, daß ein solches Tier wirklich eine Art Gefahr für die Passagiere bedeute und ob diese Spinne denn so wichtig für sie sei...

Da lehnte sie sich neben mir über die Reling und begann zu erzählen. Wir blickten über den Indischen Ozean, der so glatt wie Silber im Sternenschein sich vor uns dehnte. Die Dame begann:

„Eines Tages kam mein Verlobter, er war Verwalter einer großen Farm in Sumatra, in mein Zimmer. Er war sehr erschöpft, sank in einen Liegestuhl und fragte mich, was ich beabsichtige, wenn er tot sei. Ich erschrak, aber er lachte. Es war ein sonderbares Lachen, fiel mir auf, und er sagte, es sei nur ein Scherz, aber er müsse es wissen. Er sagte mir, wo ich dann wohnen solle, seine Pension und sein Eigentum vermachte er mir, und während er sprach, krampften sich seine Hände um das Blatt Papier zusammen, auf dem er sein Testament niederschreiben wollte. Dann sank er zusammen. Eine Viertelstunde später war er tot. Er hatte den Stich einer Vogelspinne im Genick. Ich blieb allein zurück, allein mit der Vogelspinne, die ich im Nebenzimmer fing, wo sie den Mord begangen hatte. Es war der Mann, den ich geliebt hatte, ich habe nie wieder einen Mann geliebt. Ich habe einige Jahre in der Nähe seines Grabes gewohnt und fahre jetzt zurück nach Europa. Was hilft es, wenn ich die Vogelspinne töte? Sie weiß nicht, was sie getan hat. Sie hat das Leben meines Geliebten in sich. Ich kann mich nicht von ihr trennen, es mag daran liegen, daß unser Herz in den Tropen sonderbar wird und krank. Ich kann mich nicht von der Spinne trennen, trotzdem ich weiß, daß ich die furchtbaren Jahre viel leichter vergessen würde, wenn ich sie damals getötet hätte. Aber es geht nicht, und jetzt will man sie mir nehmen. Bitte nehmen Sie dieses Kästchen an sich und heben Sie es gut für mich auf...“

Ich sah in der Dunkelheit ihr blasses Profil, und ich dachte daran, was dieses junge Herz ausgestanden haben mußte. Der Widerschein der Sterne auf dem schimmernden Ozean erleuchtete ein wenig das schöne Antlitz. Wie konnte man ihr helfen?

Sie wartete auf meine Antwort und sah mich an.

„Geben Sie das Kästchen“, sagte ich. Sie näherte sich mir erfreut, und ich fühlte, wie sie mir das Rosenholzkästchen in die Hand schob. Sie tat es heimlich, denn hinter uns bummelte ein Liebespaar vorbei. Ich fühlte, daß sich in dem Kästchen etwas bewegte. Dann warf ich das Kästchen über Bord in den Ozean. Es verschwand rasch in den schäumenden Seitenwellen unseres großen Dampfers.

Die Frau war rasend, sie schrie mich an. Sie beschimpfte mich, sie nannte mich einen Rohling, sie schlug ihre kleinen Fäuste auf der Reling blutig, dann rannte sie aufschluchzend in ihre Kabine.

Ich sah sie erst einige Tage später wieder. Sie schien aufgelaubt zu sein, ihr Gesicht war etwas frischer geworden. Kurz bevor wir Port Said erreichten, kam sie eines Morgens im Schwimmbad auf mich zu, drückte mir die Hand, und ich sah sie zum erstenmal lachen.

Es war das Vergessen, das gesiegt hatte wie bei allen jungen Menschen, die einen Schmerz erlitten haben, es war blutvolle, weiterstürmende Natur, die in der jungen Frau wieder erwacht war, und es waren der Tod und der Gram, die mit dem Rosenholzkästchen im Indischen Ozean versunken waren.

Am nächsten Morgen erreichten wir Port Said.



Diese fremde, einsame Amazone hatte ein kleines Tier unter ihren Händen, ein Tier so groß wie das Gesicht eines Säuglings, aber schwarz und haarig, mit zwei kalten, wachsamem Augen, die die Dame anstarrten, ein Untier, eine Bestie...
Eine Vogelspinne!

Der Biß einer Vogelspinne kann lähmen, er kann auch töten. Ich habe ein Pferd gesehen, das nur noch zwei Stunden nach dem Biß lebte. Vor der behenden Unheimlichkeit dieser winzigen Bestie erbebt das härteste Herz.

ins Wort. Sie nahm die Handtasche und ein Rosenholzkästchen und öffnete temperamentvoll die Backbordtür, die durch den Seewind mit einem prächtigen Knall hinter ihr zugeschmettert wurde.

„Ist die Tür auch zu?“ fragte Piet, denn wie viele dicke Männer liebte er es, bei unpassenden Gelegenheiten witzig zu sein.

Flanagan stand und sah die Tür verdutzt an, als sei sie voll von Ameisen. Einige andere Passagiere waren auf



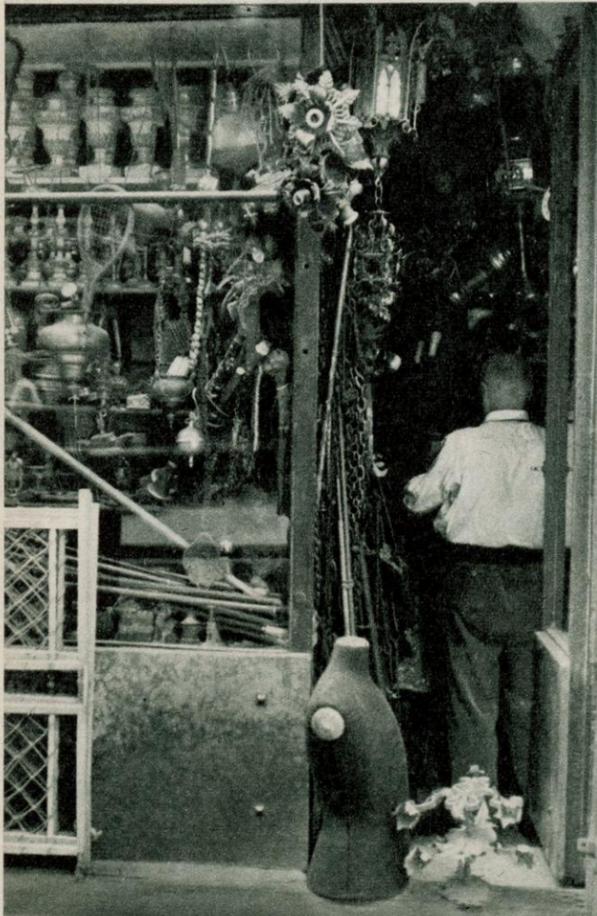
Trastevere das Herz Roms

Michael Friedel fotografiert für „Aufwärts“ die zweite Folge unserer Fortsetzungsserie: „Zehn Jahre danach“

„Halt! Hier ist für Touristen nichts zu fotografieren“, sagte Elda und verwehrt gemeinsam mit ihrer Freundin Silvana unserem Reporter Michael Friedel den Eintritt in den Hof ihres Hauses an der Via Genovesi im Stadtteil Trastevere zu Rom. Und das neunzehnjährige Mädchen hatte recht. Einem Fremden zeigt man sein Herz nicht sofort. Trastevere aber — die engen Straßen mit den verbauten Häusern aus uraltem Gestein am linken Ufer des Tiber — ist das Herz Roms. Hier intrigierten die „alten Römer“. Hier wurde Petrus gekreuzigt. Und hier in Trastevere wurde die Muttergottes früher als anderswo verehrt.



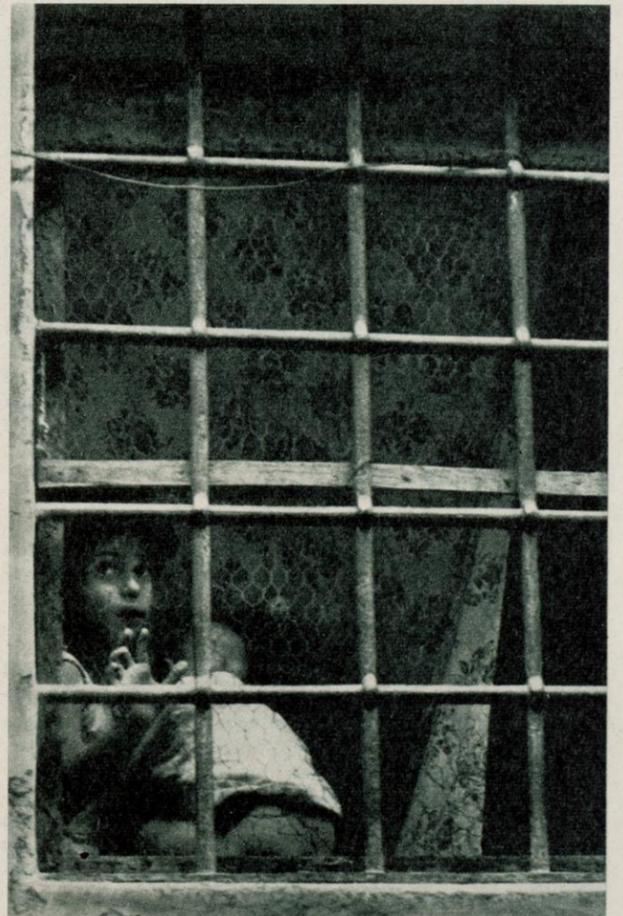
„Bandeln Sie nicht mit den Mädchen an“, rief Eldas Nachbarin unserem Reporter drohend zu. Friedel: „Eigentlich wollte ich gar nicht. Die beiden sahen aus, als hätten sie schon zuviel gebandelt.“ Unser Fotograf wollte nur sehen, wie das einfache römische Volk lebt. Und er sah es. Es lebt wie vor zweihundert Jahren. In Trastevere gibt es keinen Asphalt. Es riecht nach Knoblauch, heißem Öl und Holzkohlenfeuer. Trotz Neonlicht, Radio und amerikanischem Film. Am Kriegsende versprach man zwar neue Häuser. Aber sie wurden niemals gebaut. Die Bürger von Trastevere leben und lieben genau so wie ehemals.



Ein schöner Rücken... Es ist der von Eldas Vater. Um das römische Volk zu sehen, wie es die anderen Fremden zu sehen vermeiden, mußte Friedel mit den beiden Mädchen dennoch anbandeln. Wenn er es eigentlich auch nicht wollte. In allen Ehren natürlich. Deshalb führte ihn Elda auch vor diesen Laden. Papa handelte darin — wie man sieht — mit Schneiderbüsten, Tennisschlägern, rostigen Ketten, Lampen, antiken Vasen und allem, was irgendwer mal ver- oder kaufen will. Über Eldas neuen Freund Friedel war er freilich nicht glücklich. Für ein junges Mädchen aus gutem Hause gehört sich das einfach nicht.



„Dort steht Mama“, rief Elda, als sie mit Friedel auf die Piazza S. Sonnino trat. Signora verkaufte aus einem alten Eimer geröstete Maroni. Holzkohle wärmte die Kastanien — und den Bauch der dreijährigen Schwester Eldas. Fabrizio, der einzige Sohn der Familie, zwei Jahre alt und sehr ungebärdig, war derweilen in eine Kiste gesperrt. Mama arbeitete mit, weil der Trödelladen des Vaters nicht genug abwarf. Elda dagegen faulenzte. Für ein Mädchen aus gutem Hause schickt sich Arbeit nicht. Es darf nur heiraten — möglichst bald und möglichst gut. Eldas Eltern, Bürger Trasteveres, sind arm, aber konservativ.



„Mißtrauisch blickte mich das Kind an“, erzählt Friedel. „Auch Silvana wollte mir ihre Familie zeigen, und als wir über den Hof ihres Hauses kamen, verfolgte uns das Mädchen mit seinen Blicken. Ob es den Fremden wegen ihres kleinen Bruders fürchtete?“ Kinder werden nämlich in Trastevere wie Augäpfel gehütet. Ihnen gilt alle Liebe, trotz allem Schmutz und aller Armut. Das ist auch heute noch so wie vor zweihundert Jahren. In der eleganten Weltstadt Rom, der „Ewigen Stadt“ der Touristen, hat sich dagegen seit dem Kriege vieles gewandelt. In Trastevere, jenseits des Tiber, blieb jedoch alles beim alten...

Liebe Freunde!

Ich möchte heute eine Auskunft von euch haben. (Warum nicht mal umgekehrt?) Mich beschäftigt nämlich ein Plan, ein noch roher Plan. Ich möchte ihn mit euch besprechen, bevor an seine eventuelle Verwirklichung gedacht wird. Dieses ist der Plan: Sollten wir, die wir schon seit langer Zeit uns mit Hilfe der „Auskunftsspalte“ über wichtige Fragen unterhalten haben, sollten wir nicht einmal versuchen, gemeinsam einem begabten jungen Menschen aus der ärmsten Schicht eines im halbkolonialen Zustand gehaltenen Volkes eine gründliche technische oder wissenschaftliche Ausbildung in Deutschland zu ermöglichen?



(Es ließ sich nicht einfacher sagen, lest den Satz noch einmal!) Ich habe an einen Neger von der afrikanischen Goldküste, an einen Araber vom Persischen Golf oder an einen Sudanese gedacht. Ich könnte mir vorstellen, daß sich doch vielleicht vierhundert Leser finden würden, die bereit wären, monatlich 1 DM für diesen etwas seltsamen, aber nützlichen Zweck zu opfern. Ich würde 30 v. H. meines „Auskunftshonorars“ dazutun. Mit 400 bis 500 DM je Monat müßte sich der Plan verwirklichen lassen. Wir könnten die UNESCO bitten, für uns ein begabtes „Patentkind“ aufzutreiben. Gewiß müßte eine Reihe von Schwierigkeiten überwunden werden — ich kenne sie noch gar nicht mal alle. Aber ich glaube, sie wären nicht unüberwindlich. Wollt ihr nicht mal über den Plan sprechen, in der Jugendgruppe darauf aufmerksam machen und mir dann schreiben? Von den Antworten hängt es ab, ob es Sinn hat, diesen Plan näher zu untersuchen.

Es grüßt euch Thomas

Nicht zu überzeugen

Unser Leser Willi Neuhaus in Hagen-Haspe hat schon einmal meine „Auskunft“ bestritten, daß in der Sowjet-Union keine Schul- und Studiengeldfreiheit mehr herrscht. Er schreibt heute: „Eure Beweisführung, Bekanntmachung in der »Prawda« aus dem Jahre 1940, ist sehr dürftig. Die Behauptung »der Besuch einer höheren Schule oder Universität in der SU ist heute teurer als in manchem Staat der westlichen Welt« bedarf ebenfalls eines Beweises.“

Bist du aber hartnäckig, Willi! Unser Beweismittel ist nicht irgendeine Bekanntmachung, sondern ein Gesetz des damaligen „Rates der Volkskommissare der UdSSR“, also der sowjetischen Regierung. Das Gesetz ist bis heute nicht aufgehoben worden. Es wurde am 4. Oktober 1940 in der „Prawda“ veröffentlicht. Zur Bekräftigung kündige ich dir aber noch für die nächste Nummer ein Kurz-Interview mit einem Freund an, der als junger Student der „Moskauer Pädagogischen Hochschule für Fremdsprachen“ 1940 die Wiedereinführung des Schul- und Studiengeldes erlebt hat. Heute habe ich keinen Platz mehr. Ich will nur noch sagen, daß ein Studium in der SU zum Beispiel teurer ist als im Bundesland Hessen, wo Lehrmittelfreiheit herrscht.

Leser für Leser

Ich hatte doch im vorigen „Aufwärts“ gesagt, wir wollten das Thema „schwarz-weiße Ehe“ abschließen. Geht aber nicht! Es sind noch eine Menge Zuschriften gekommen. Ich bringe noch zwei. Und dann ist aber wirklich Schluß.

Heinz Nietzsche, Kiel-Kronshagen: „... Die Formel (daß bei Kindern aus einer sog. Mischehe stets die »schlechten Erbanlagen« überwiegen) ist auch sachlich nicht richtig. In jedem guten Biologiebuch kann man lesen, daß die gesunden Erbanlagen dominieren... Ich möchte dem Mädchen, das einen Neger heiraten will, sagen: Vertrauen Sie auf Ihr Gefühl und Ihre Urteilskraft, und tragen Sie auch einen möglichen Fehlschlag mit Haltung. Wenn die Liebe tief und echt ist, werden Sie auch in einer ungünstig gesinnten Umwelt glücklich sein.“

Aus Göppingen schreibt unser Leser H. A. dazu: In der Streitfrage, ob unsere junge Kollegin einen Neger heiraten soll oder nicht, ist das persönliche Verhältnis der beiden zueinander entscheidend. Speziell für uns Deutsche ist es dringend notwendig, sich von längst überholten, veralteten und zum Teil auch gefährlichen Anschauungen zu befreien. Hierzu gehört auch die Rassenfrage. Ansichten, daß Mischehen skandalös seien, zeugen von mangelnder Toleranz. Daß Neger schwarzer und Europäer weißer Hautfarbe sind, ist lediglich ein äußeres Merkmal der Rassenzugehörigkeit, die aber in keiner Weise Rückschlüsse auf die geistigen Qualitäten eines der Angehörigen dieser Hautfarbe zuläßt.

Ruth hat Dummheiten im Kopf, denn mit neunzehn ist kein Mensch erwachsen. Ruth ist es leid mit der Mode und mit den Preisen. Ruth hat einen breiten Strohkorb von ihrer Großmama, darin hebt sie Klimbim auf, Tabletten, Zollstock, Briefmarken, Wollknäuel, Nagelfeile. Den setzt sie umgekehrt auf, zieht ein passend hochmütiges Näschen, eins zum Reinregnen, denn so stellt sie sich Mannequins vor. Aber dann bleibt ihr Blick im Spiegel hängen. Das ist ja gar nicht schlecht. Und am nächsten freien Nachmittag sucht sie grobe hellblaue Wolle hervor und häkelt nach Kopfform eine korbähnliche Kappe: eng, warm, praktisch. Und jetzt ohne Hängezöpfchen, dafür mit Anmut. Ruth hat einen Hut.



Ruth

erfindet einen neuen Hut

Ruth wurde fotografiert von Charles Wilp, Paris

Kurt Tucholsky hatte recht (Fortsetzung von Seite 4)

... wenn man bedenkt, daß das unsere Richter von 1940, unsere Lehrer von 1940, unsere Verwaltungsbeamten, Polizeiräte, Studienräte, Diplomaten von 1940 sind, dann darf man wohl diesen Haufen von verhetzten, irregeleiteten, mäßig gebildeten, versoffenen und farbentragenden jungen Deutschen als das bezeichnen, was er ist: als einen Schandfleck der Nation, dessen sie sich zu schämen hat bis ins dritte und vierte Glied.“

Welch ein Prophet! — Nun, die Nation hat sich in ihrer Gesamtheit leider nicht genug geschämt, und so kam es, wie es kommen mußte — ein Jahr früher sogar schon! — es kam zum Krieg. Die Geschichte gab dem Haß Tucholskys auf Militarismus, verdummte Bürgerlichkeit und überspitzten Nationalismus zweimal recht. Und trotzdem gibt es heute noch — und wieder! — etliche Deutsche, die in unheilbarer Borniertheit die glänzenden Schriften Tucholskys — von denen viele vor einer Stunde hätten geschrieben sein können — ablehnen, ja schlimmer: ignorieren! Es sind dieselben, die damals wie heute von „politischen Erfordernissen“ schwafeln, dieselben, die der

echte Sozialist Tucholsky zwanzig Jahre lang bekämpfte — vergebens bekämpfte, wie man sieht. Denn: sie haben einmal wie wild gerüstet, und es gab einen Krieg. Sie haben zum zweitenmal wie wild gerüstet, und es gab zum zweitenmal einen Krieg. Und — wie könnte es bei so viel Unvernunft anders sein: sie wollen und werden wieder wie wild rüsten!

Kurt Tucholsky, du brauchst keinen Nachfolger. Du hast alles für unsere Zeit geschrieben, und die Zeitungen sollten deine Arbeiten drucken — die Redakteure brauchten kaum die Titel und Namen zu ändern. Deine Bücher sollten in jedem Bücherschrank stehen, auf jedem Regal und jedem Tisch liegen, und alle, vor allem die ganz Jungen, sollten dich lesen! Von den Honoraren und Tantiemen wirst du leider nichts haben, aber vielleicht ist es dir Honorar genug (Honorar gleich „Ehrensold“!), wenn wir — die wir wissen, was uns blüht — diesmal deinen Rat befolgen:

„Ihr sollt nicht strammstehn. Ihr sollt nicht dienen!
Ihr sollt frei sein! Zeigt es ihnen!
Und wenn sie euch kommen und drohn mit Pistolen —
Geht nicht! Sie sollen euch erst mal holen!“